

Karl Milz

In der Zeit zwischen den beiden Kriegen hatte der Oheim einen Ruf, der über die Eifel hinausging. Das Säge- und Holzbearbeitungswerk in Blankenheim-Wald war damals einer der größten Betriebe in der an Industrie so armen Eifel. Viele Bewohner der Dörfer, die in der Nähe des Werkes lagen, fanden daselbst einen Arbeitsplatz. Der Onkel galt als ein Muster der Schaffenskraft und des unternehmerischen Geistes, als ein Förderer der Eifel. Er baute in dem Familienbetrieb Feldscheunen, Baracken, Holzhäuser und alle jene Teile aus Holz, die bei Neubauten erforderlich sind. Ein Beispiel für seine Unternehmungen war der deutsche Pavillon auf der Pariser Weltausstellung von 1936, dessen Ausführung ihm übertragen worden war. Das Werk war eine vieltgliedrige, weitläufige Anlage. Viele Gebäude waren im Fachwerkstil errichtet und vermittelten einen ländlichen, naturnahen Eindruck.

Es gab den großen Holzplatz, auf dem sich Fichten, Buchen und Eichen türmten, die Halle mit den Sägegattern, in der die Stämme in Bretter zerlegt wurden, und die Schreinerei, in der Türen, Fensterrahmen und andere Holzteile hergestellt wurden. In einer anderen Halle fertigten Zimmerleute die größeren Holzteile. Geschnittene Bretter lagerten aufgeschichtet in Schuppen. Für Strom sorgte ein eigenes Elektrizitätswerk, dessen Dampfkessel mit Sägemehl beheizt wurde. An das Werksgelände grenzte die Eisenbahn, die für einen bequemen Transport sorgte. Immer gab es im Werk eine Anzahl von schweren Arbeitspferden, die für die Holzfahren und vor allem für das Heranschleifen der Stämme innerhalb des Waldes unentbehrlich waren.

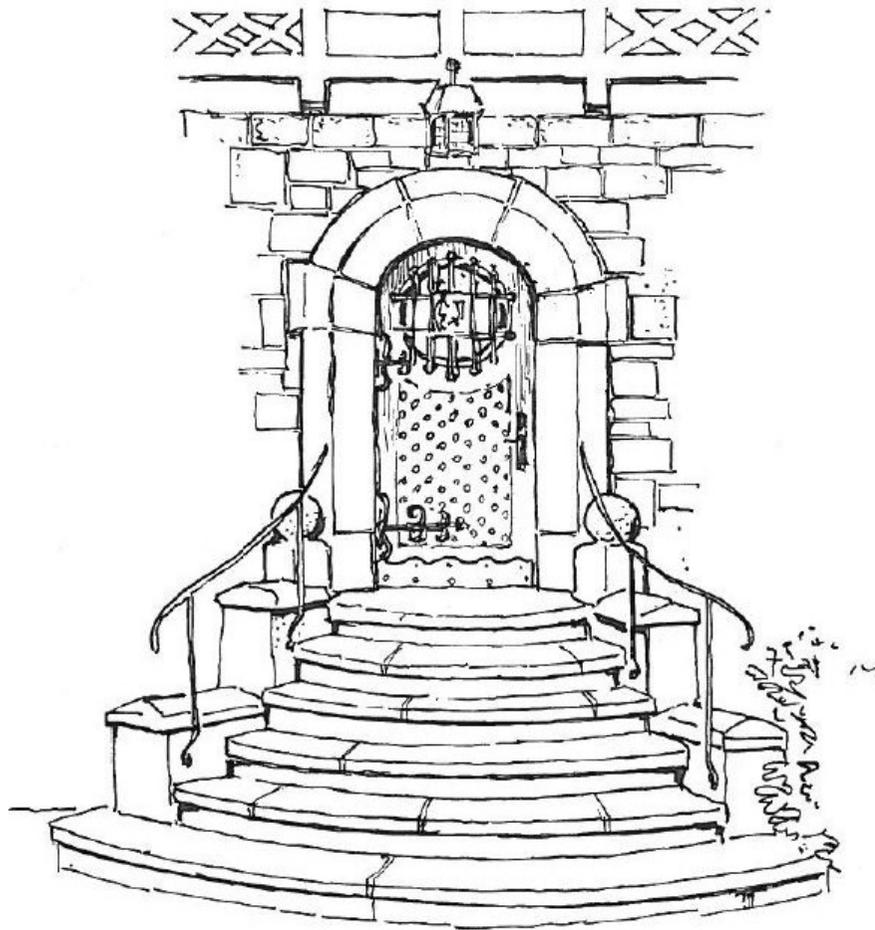
Der Oheim war der Chef. Ihm zur Seite standen seine Brüder Anton, Johann und Fritz. Anton war der Platzmeister, Johann sorgte für den Holzeinkauf, und Fritz, der als Architekt ausgebildet war, kümmerte sich um die Fertigung. Erwähnen muß man noch den Jüngsten der Brüder: Bernhard. Er war unzuverlässig und verschwenderisch und konnte schließlich innerhalb des Betriebes nicht mehr geduldet werden. Eines Tages wurde er entmündigt.

Während des ersten Weltkrieges baute der Onkel in Marmagen, eine knappe Fußstunde von Blankenheim-Wald entfernt, ein Haus mit einem Aufwand, der in der Eifel ungewöhnlich war. Es ist ein Fachwerkgebäude mit einem sehr hohen Giebel und drei Stockwerken. Das Satteldach ist geschiefert und hat Dachfenster. Die Zeichnung des Fachwerks enthält Rechtecke und Dreiecke, die Felder unter den Giebelfenstern haben kleine Rhomben und Dreiecke. Der Sockel ist

aus hellen Eifeler Quadersteinen, die Fenstereinfassungen dort aus dunklem Basalt. In der Mitte des Giebels befindet sich eine Nische mit dem hölzernen Bildnis Sankt Josefs, des Patrons der Zimmerleute. Diese figürliche Darstellung war der Grund, daß viele Fremde das Haus für ein Kloster hielten. Neben dem Giebel, niedriger als dieser, wölbt sich ein Rundturm mit Wetterfahne. Da das Haus, das immer nur die Villa genannt wird, einzig von der Kirche überragt wird, fällt es von allen Seiten sofort ins Auge.

Man gelangt, durch einen langen Vorgarten kommend, über mehrere Treppenstufen aus Basalt zur Haustür, deren Einfassung ebenfalls aus Basalt ist und oben einen Rundbogen hat. Die Tür trägt reiche Beschläge in Form von Ankern und Nägeln; das runde Fenster hat eine korbartige Vergitterung, in der sich die Initialen CM wiederfinden. Man kommt zunächst in einen Zwischenraum, an dessen Boden sich ein Bürstengerät zur Reinigung der Schuhe befindet, und tritt dann in die Diele ein, welche links die Treppe zum Obergeschoß enthält. Die Innenausstattung beschreibe ich so, wie sie noch zu Lebzeiten der Tante gewesen ist. Unter der Decke befand sich ein umlaufendes Gesims, besetzt mit Zinn- und Kupfergeschirr. Über einer Nische, die wohl als Stelle für ein offenes Feuer gedacht war, hing ein Ölgemälde, das in enger Beziehung zu dem Unternehmen des Oheims stand: ein Pferdefuhrwerk, beladen mit Fichtenstämmen, und zwar an der Kreuzung zwischen Schmidheim und Marmagen in Milzenhäuschen stehend. Im Hintergrund des Bildes sah man die kleine Gaststätte, von welcher der Name herrührt und die verschwunden ist. Das heute dort stehende Gasthaus hat einen anderen Platz bekommen.

Die beiden Dielentüren auf der rechten Seite führten in das Wohn- und das Eßzimmer. Eine Schiebetür konnte beide Räume voneinander trennen. Das Wohnzimmer enthielt Möbel, die mehr an den Barock erinnerten, während die Ausstattung des Eßzimmers im Stil mehr der Gotik entliehen war. Es gab aber auch ein originales Schränkchen mit barocken Ornamenten, von dem es hieß, es stamme aus der Sakristei der Steinfelder Abtei und habe früher Meßbücher aufgenommen. Auch der auf Leinwand gemalte Kruzifixus war Barock, aber es ließ sich nicht feststellen, von welchem Maler das Werk stammte. Im Eßzimmer gab es einen Zyklus von Landschaften und Ortsbildern der Heimat, welcher sich an der Tafelung an der Wand entlang zog. Auch hingen dort eine Radierung der Mutter des Onkels und ein Gemälde seiner selbst, beide von Curtius Schulden. Das Antlitz des Oheims war auf dem Bild rötlich und aufgedunsen. Daß uns die Mutter erzählte, er sei früher schlank und schmal gewesen, darüber konnten wir uns nicht genug wundern.



Neben dem Haus und näher an der Straße gelegen stand ein altes Fachwerkhaus, das der Onkel zu einer Garage umgebaut hatte. Das Wort Remise war dafür damals noch gebräuchlicher. Dort standen zwei Personenwagen mit spitzem Kühler. Die Schalthebel befanden sich an den Wagen der früheren Zeit noch außen, und die Hupe wurde durch wiederholtes Eindrücken eines Gummiballes betätigt. Der Oheim war mit der Kunst des Fahrens nicht vertraut und hielt sich einen Chauffeur. Es kam vor, daß wir Neffen in dem Auto mitfahren durften, wenn der Onkel in einem nicht allzu weiten Umkreis geschäftlich zu tun hatte und am selben Tag wieder zurückkehren konnte. Gelegentlich wurde in der Garage eine andere Arbeit verrichtet als diejenige, die mit der Reparatur und Pflege des Wagens zusammenhing: das Umfüllen von Faßwein in Flaschen, eine Arbeit,

die dem Chauffeur oblag. Das war der Wein, von dem auch der Vater zu Hause trank und sicher auch noch andere, sofern sie zur engeren Verwandtschaft gehörten.

Den Ausmaßen des Hauses entsprach die Größe des Gartens, in dem es noch zwei kleinere Gebäude gab: ein Geflügelhaus und eine Kegelhahn, beide im Fachwerkstil. Ich glaube, daß sich der Oheim vorgenommen hatte, hier einmal zu beweisen, was der Garten unter diesem Klima und in dieser Höhe hervorzubringen vermag. Hier wuchsen die ersten Tomaten des Dorfes, feineres Spalierobst und Pfirsiche. Frühbeete sorgten dafür, daß der Küche schon weit eher als sonst üblich frisches Gemüse zur Verfügung stand. Große Teile des Gartens waren von einer schützenden, dünnwandigen Mauer umgeben, die den Garten nach Westen und Norden abschirmte. Wenn es der Öffentlichkeit auch nicht ohne weiteres erlaubt war, in den seltenen Garten einzutreten, so konnte man doch von dem schmalen Gäßchen aus, das an der östlichen und südlichen Seite des Gartens vorbeiführte, einen Blick hineinwerfen.

Der Onkel, der in Marmagen aufgewachsen war, und zwar zu einer Zeit, in der die kinderreiche Familie, aus der er stammte, nicht viel besser gestellt war als die übrigen Dorfbewohner, lebte jetzt etwas abgeändert und beteiligte sich wenig am geselligen Leben des Dorfes. Er war nicht im Wirtshaus anzutreffen. Seine Aufgaben hoben ihn über die Dorfbewölkerung hinaus und ließen ihn wohl auch einsamer werden. Die Ehe blieb ohne Kinder. Ofter hatte er in seinem Haus fremde Besucher, Verwandte seiner Frau aus der Stadt, Geschäftsleute und Politiker, zu denen Anfang der zwanziger Jahre der Kölner Oberbürgermeister Adenauer gehörte. Auch Geistliche und Prälaten waren nicht selten dort zu sehen. Er galt als ein Gönner und Wohltäter des nahe gelegenen Klosters Steinfeld. Alljährlich an seinem Namenstag erschienen Zöglinge des Klosters und brachten ihm ein Ständchen.

Seine finanziellen Möglichkeiten und sein Interesse brachten ihn auf das Reisen. Er besuchte Spanien, Ägypten und die skandinavischen Länder bis nach Grönland. Ofter hatten wir Gelegenheit, Berichte der Tante über diese fernen Reisen zu vernehmen. Seltener waren Reiseindrücke aus dem Mund des Oheims selbst zu hören. Offenbar beobachtete er das Ausland mehr vom Standpunkt des Kaufmanns und Unternehmers. So äußerte er zum Beispiel einmal, wieviel in Spanien noch zu tun sei und wie sehr es dort an der nötigen Initiative fehle, um das Land zu fördern.

Er hätte im eigenen Wald der Firma jagen können. Dies aber gehörte nicht zu seinen Liebhabereien. Es war sein Bruder Johann, der das

Weidwerk betrieb, später auch dessen Söhne Hubert und Adolf. Gelegentlich jedoch griff Onkel Karl zur Schrotflinte und richtete sie gegen Spatzen in seinem Garten.

Ich begleitete einen Mann, einen Vertreter, der die Leute zu Bestellungen für irgendein religiöses Buch überreden wollte. Er hatte sich eine Empfehlung vom Pfarrer und einen Schüler als Begleiter erbeten. Die Wahl war auf mich gefallen. Der Onkel kam aus seinem Büro, und ohne den Mann lange reden zu lassen, zog er seine Brieftasche, entnahm ihr einen Geldschein, gab ihn dem Vertreter und verschwand wieder in seinem Büro. Er machte den Eindruck, als gehöre es zu seinen täglichen Obliegenheiten, Bittsteller zufriedenzustellen und in irgendeiner Form zu spenden. Der Buchvertreter äußerte mir gegenüber sein Erstaunen: für dieses Geld könne der Onkel mehrere Exemplare des Buches bekommen. Bei einer anderen Gelegenheit bekannte sich der Onkel zu dem Grundsatz, daß dann am besten geholfen werde, wenn man schnell und augenblicklich helfe. Hier wurde etwas sichtbar von seinem Temperament, schnell zu reagieren und nichts aufzuschieben.

Er hatte sich vorgenommen, die Fichtenjungpflanzen, die im eigenen Wald zum Aufforsten benötigt wurden, selbst heranzuzüchten. Dazu wurde in langwieriger Arbeit ein Gelände Am Sittert, auch Köllepoëz genannt, hergerichtet. Der Lehrer erklärte sich bereit, mit einer Schar von Schülern in mehreren Schichten den Boden zu entsteinen. Das verdiente Geld sollte den Schülern für einen Ausflug zugute kommen. Das neue und große Projekt in Dorfnähe nahm allmählich deutlichere Gestalt an. Der Pflanzkamp mit seiner Umfriedung aus Nadel- und Laubbäumen, mit seinen Kulturen und seinem Schuppenhaus in Holzbauweise, das auch als Feldscheune diente, stellte einen neuen, auffallenden Punkt in der Landschaft dar. Der Onkel schien den Pflanzgarten als sein Lieblingsunternehmen zu betrachten. Öfter machte er sich zu Fuß auf den Weg, um den Fortgang der Arbeiten zu verfolgen.

Von seinem Sinn für eine großbürgerliche Wohnkultur war schon die Rede. Im Anschluß an sein Wohnzimmer hatte er im Südosten einen Wintergarten, in dem mehrere kleinformatige Bilder hingen, die von Eifeler Malern stammten. Wenn bei ihm auch der Sinn für Literatur, für Konzerte und Theater wenig in Erscheinung trat, ein Sammler von heimatgebundener Malerei war er gewiß. Der Blankenheimer Maler Curtius Schulten machte mir gegenüber einmal die Bemerkung, daß ihm der Onkel in den schwierigen zwanziger Jahren mit seinen Aufträgen sehr geholfen habe. Die meisten näheren Verwandten besaßen Schultens Radierung, welche die Großmutter als Brustbild darstellte. Auch waren die Großeltern auf zwei kleinen Bildern von einem

anderen Maler, Erlecke, in Öl gemalt worden. Sicherlich hatte der Oheim dies veranlaßt und finanziert. Es gab diese Gemälde wohl in mehreren Ausführungen. Onkel Bernhard, der Jüngste von Vaters Geschwistern, besaß eine davon und brachte sie eines Tages in unser Haus, wo sie heute noch hängt. Weshalb er sich davon trennte, ist leicht zu erraten: er führte ein unstetes Leben und konnte die beiden Bilder mit ihrer gefälligen schwarzen Einrahmung bei uns wohlaufgehoben wissen.

Erinnerlich ist mir auch die Begegnung mit dem neu aufgekommenen Hörfunk in seinem Haus. Es war ein Radiogerät mit einem trichterförmigen Lautsprecher. An einem Sonntagmorgen fanden wir uns bei ihm ein, um die Neuheit mitzuerleben. Aus der Domkirche in Köln vernahmen wir die Ansprache des Dompredigers. Alle waren voll des Lobes über die klar vernehmliche Stimme und über die neuen Möglichkeiten, mit der Welt über so große Entfernungen in Verbindung zu treten. Für uns sollte es noch Jahre dauern, bis wir selbst zu Hause ein Rundfunkgerät bekamen.

Der Lebensstil des Onkels zeigte sich nicht nur an den erlesenen Dingen, mit denen er sich umgab, an den Reisen, die er unternahm, sondern auch an den Ruhepausen, deren er bei seiner Tätigkeit wohl bedurfte: er reiste ins Bad. Immer wieder wurde der Name Bad Tölz genannt, wo er sich öfter zusammen mit seiner Frau zur Kur aufhielt.

Als es 1933 zur Machtergreifung durch die Nationalsozialisten gekommen war, offenbarte der Onkel seine Gegnerschaft wohl mehr als ratsam erschien. Er fertigte einen Mann, der ihn zum Bezug der Parteizeitung überreden wollte, grob ab. Wenig später gab es ohnehin keine Zeitung mehr, die sich freimütig äußern konnte. Vermutlich ist dem Onkel dadurch, daß er 1937 starb, vieles erspart geblieben.